

Elizabeth  
Hawksley



# Jenseits *des* Stromes



Weltbild

Cornwall 1808. Nach dem Tod von Sir Walter muss seine Tochter Dorothea mit Schmuggelgeschäften Familie und Gut ernähren. Als der offizielle Erbe, der junge Reverend Veryan, auf Selwood Priory erscheint, muss sie diese Geschäfte vor dem hochmütigen Mann verbergen. Doch als Dorothea durch einen Verrat in eine lebensgefährliche Situation gerät, zeigt sich der Reverend von einer ganz anderen Seite.

Elizabeth Hawksley schreibt »wie Jane Austen, nur schneller«.  
Islington Gazette

Elizabeth Hawksley

# Jenseits des Stromes

Roman

Aus dem Englischen von Alice Jakubeit

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Elizabeth Hawksley hat zwei erwachsene Kinder und lebt in London. Sie hat mehrere historische Romane veröffentlicht und unterrichtet von Zeit zu Zeit Englisch an einem College.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Crossing the Tamar.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Elizabeth Hawksley  
By agreement with Johnson & Alcock Ltd.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2000 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg  
Übersetzung: Alice Jakubeit

Alle Rechte an der deutschen Übersetzung von Alice Jakubeit bei der Rowohlt Verlag  
GmbH, Hamburg

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising  
Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara  
ISBN 978-3-96377-995-4

# Danksagung

Danken möchte ich Mr. Ian Martin vom King's Arms in Torpoint und dem Fischer Mr. Bernard Baker aus Port Isaac für ihre Hilfe und Gastfreundschaft. Mein besonderer Dank gilt Maggie Cook, die mir in Cornwall als Fremdenführerin und Dolmetscherin diente und deren Hilfe und Ermutigung weit über die Erfüllung ihrer Pflicht als Tante hinausging. Und schließlich hätte ich dieses Buch nicht schreiben können ohne die Schätze in der London Library – wo sonst hätte ich die «Times» von 1808, Bücher über die Postkutschen in Cornwall und eine Geschichte des Hahnenkampfes alle unter einem Dach finden können?

Für meine geliebte Patentochter Alix

# Kapitel eins

Das westliche Schlafzimmer auf Selwood Priory war von einer schlampigen Pracht, wie sie typisch war für seinen Eigentümer. Das riesige Paradebett, in dem der sterbende Sir Walter Selwood lag, war umgeben von tiefroten Damastvorhängen – inzwischen rissig und verschlissen. Wulstige Kreuzblumen krönten die vier Bettpfosten, doch stand nur einer davon gerade, die übrigen drei neigten sich in unterschiedlich schiefen Winkeln. Der einst prächtig bestickte Bettüberwurf war nun voller Löcher und Flecken.

An Sir Walters eigener Person zeigte sich die gleiche Mischung aus Schäbigkeit und Wohlstand – seine dunkelbraunen Augen lagen tief in den Höhlen, seine Nase mit dem hohen Rücken trat in dem erschöpften, faltigen Gesicht scharf hervor, eine sorgfältig gelockte, jedoch schmutzige Perücke saß schief auf seinem Kopf, und er trug einen fleckigen Brokatschlafrack.

Das Zimmer selbst wies eine gewölbte Decke und ein Paar grotesk zurechtgemeißelter Kragsteine zu beiden Seiten des Spitzbogenfensters auf. Verblichene Wandteppiche, die den Raub der Europa darstellten, hingen an den Wänden. Sie bewegten sich ungestüm in der Zugluft, die durch das Fenster kam, die Dielen entlangpiff und die muskulösen Flanken des Stiers in viel sagende Wellenbewegungen versetzte. Das Flackern von etwa einem Dutzend Kerzen wurde von zahlreichen Spiegeln reflektiert.

Keiner der beiden Anwesenden schien den Zustand des Raums zu bemerken – Sir Walter nicht, weil ihm dies schon immer gleichgültig gewesen war, weil er sein Geld schon immer auf Trinken und Spielen und, in früheren Zeiten, aufs Herumhuren verwandt hatte; seine Tochter Dorothea nicht, weil sie nie etwas anderes gekannt hatte.

Dorothea war nunmehr dreißig und in den Augen der meisten Leute eine alte Jungfer. Ihr praktisches Verständnis der Gutsangelegenheiten und ihre Fähigkeit, Selwood Priory zum Besten ihres Vaters zu leiten, machten sie für ihn viel zu nützlich, als dass er jemals versucht hätte, sie zu verheiraten. Außerdem, so sagte er sich, wer würde sie schon wollen? Sie war dünn, beinahe knochig, ohne nennenswerte Figur,

hatte helles, farbloses Haar und dazu nicht passende dunkle Augen. Manchen hier aus der Landbevölkerung missfiel diese Kuriosität, und sie nannten sie eine Hexe.

Sie trug ein unvorteilhaftes graues Wollkleid und hatte sich gegen die Zugluft einen alten Schal um die Schultern gelegt. Ihre Hände mit den langen, grazilen Fingern lagen ineinander verschränkt in ihrem Schoß, und sie starrte nachdenklich ins Feuer.

«Die Maria gehört natürlich dir», sagte Sir Walter nuschelnd.

Dorothea hatte das Vermögen ihrer Mutter in Höhe von 7000 Pfund geerbt, die eigentlich sicher in Staatspapieren für sie angelegt sein sollten. Unglücklicherweise hatte ihr Vater, der alleinige Treuhänder, mit dem Geld die Maria, einen Hundert-Tonnen-Kutter mit zwölf Kanonen, speziell in Mevagissey bauen lassen, um sich dem Schmuggeln mit noch mehr Gewinn widmen zu können. Solange seine Tochter ihr Einkommen von 350 Pfund im Jahr erhielt, so fragte er sich, war es da nicht gleichgültig, wie das Geld angelegt war? Zudem hatte es auch nur ungefähr tausend Pfund gekostet, den Kutter bauen und ausstatten zu lassen, doch gab es keine Aufzeichnungen über den Verbleib des restlichen Geldes. Zweifellos war es in Sir Walters Taschen gelandet, und er hatte damit seine Spielleidenschaft oder seine Hahnenkämpfe finanziert.

Es gab nichts, was Dorothea daran hätte ändern können. Sollte die Maria als Schmuggelboot enttarnt werden, würde sie entweder verkauft oder abgewrackt, und das wäre dann das Ende ihres Erbes. Sie konnte lediglich beten, dass dies nicht geschah.

«Ansonsten geht alles an den Erben, verdammt soll er sein», schloss Sir Walter.

«Was ist mit Fanny und den Kindern?», fragte Dorothea besorgt.

«Fanny hat die zweitausend, die ich ihr vermacht habe.»

Fanny Potter war Dorotheas Gouvernante gewesen, bis sie nach dem Tod von Dorotheas Mutter Sir Walters Drängen nachgegeben hatte und seine Geliebte geworden war. Nun gab es außerdem noch zwei Kinder, und sie alle lebten – zum Entsetzen des Adels in der Gegend – mit Dorothea und ihrem Vater auf Selwood Priory. Was für eine Vorsorge waren schon einhundert Pfund pro Jahr, denn mehr würde Fannys

Geld nicht einbringen. Horace, nunmehr siebzehn Jahre alt, musste noch eine Ausbildung erhalten und sich in der Welt etablieren. Die Position der dreizehnjährigen Sylvia war sogar noch prekärer: Wer würde eine unehelich geborene Ehefrau wollen, es sei denn, sie hätte eine Mitgift, die einen solch gravierenden Nachteil aufwog?

«Aber die Kinder, Vater! Was ist mit Horace und Sylvia?»

Sir Walter gab keine Antwort. Fanny interessierte ihn schon lange nicht mehr. Er ließ sie einzig deshalb bleiben, um eigennützige Kupplerinnen davon abzuschrecken, nach dem Tod von Dorotheas Mutter eine neue Frau für ihn zu suchen. Fannys Anwesenheit bedeutete, dass eine Dame unmöglich Selwood Priory aufsuchen konnte. Dass Dorothea dadurch bis auf ganz flüchtige Kontakte beinahe vollständig vom örtlichen Adel isoliert war, interessierte ihn dabei nicht im Geringsten.

Dorotheas dünne Finger zupften an den Fransen ihres Schals, während sie über ihre Zukunft nachsann. Der Erbe war ein unbekannter Cousin, Reverend Veryan Selwood, der gegenwärtig als Dozent am New College in Oxford lehrte. Ihr Vater hatte ihn nur einmal getroffen, und als er zurückkehrte, stieß er hervor: «Pedantischer Pfaffe, hah!», und wollte seinen Namen nie mehr hören.

«Verdammte Erbfolge», knurrte Sir Walter und drehte sich unruhig im Bett herum. «Wenn die nicht wäre, hätte ich das Gut Horace hinterlassen können.»

Dorothea hielt sich zurück. Sir Walter hätte Fanny sehr wohl einfach heiraten können, und dann wäre Horace ehelich gewesen. Doch das hatte er nicht gewollt.

Sir Walter machte das Schweigen seiner Tochter nicht weniger wütend als eine etwaige Bemerkung.

«Ein unkeusches Weib heiraten? Ich, ein Selwood?»

«Sie war keusch, bis sie dich kennen lernte», bemerkte Dorothea.

«Sie ist gefallen wie eine reife Frucht.»

Seine Tochter biss sich auf die Lippen. Welche Chance hatte die arme Fanny, eine Gouvernante mit dreißig Pfund im Jahr, gegen ihren Arbeitgeber mit seinen zweitausend im Jahr gehabt? Moralisch gesehen war es natürlich falsch. Doch für Fanny war es der einzige Ausweg aus

einer trostlosen Zukunft und Mittellosigkeit im Alter gewesen – wer konnte es ihr verdenken?

Dorothea hatte einmal gewagt, etwas in der Richtung zu Mrs. Gunthorpe von Quilquin Hall zu sagen, und die Dame war gehörig entsetzt gewesen. «Miss Potter hätte sofort abreisen müssen, als sie wusste, dass ihre Tugend in Gefahr war», hatte sie verkündet. «Ich hätte gewiss alles getan, um für sie eine Stellung in einem wahrhaft anständigen Haushalt zu finden.»

Dorothea hatte skeptisch dreingeblickt.

«Ich bin schockiert, Dorothea, dass Sie sich so weit vergessen, eine solche moralische Verfehlung zu verzeihen. Denken Sie wenigstens an Ihre eigene Position. Ich kann Sie nicht einmal auf Selwood Priory besuchen, solange dieses Weib dort ist. Gütiger Himmel! Meine liebe Isabel könnte gezwungen sein, sie kennen zu lernen.» Isabel war Mrs. Gunthorpes Tochter.

Dorothea mochte Isabel nicht, sie fand, sie sei wie ihre Mutter – dünkelhaft und tadelsüchtig. Alles in allem konnte sie für das Fernbleiben der Gunthorpes kein Bedauern aufbringen.

Unglücklicherweise schloss das Verbot nicht auch Bram Gunthorpe, Isabels Bruder, ein. Bram war in Dorotheas Alter, hatte zügellose Gewohnheiten und einen grausamen Charakterzug und verbrachte ganze Abende in Trinkgelagen mit Sir Walter. So weit wie möglich versuchte Dorothea, nicht anwesend zu sein, wenn er kam. Ihre Besorgnis steigerte sich noch durch sein neuerdings wachsendes Interesse an Sylvia, die mit dreizehn Jahren einen Mann mit Brams Ruf gefährlich faszinierend zu finden begann.

Ein Vorteil dieses unbekanntem Cousins aus dem geistlichen Stand lag darin, so dachte Dorothea, dass er Brams Besuche sicherlich nicht gutheißen würde.

Sir Walter war eingedöst. Dorothea blieb, wo sie war, starrte ins Feuer und dachte über ihre Zukunft nach. Sie konnte die Maria direkt verkaufen: Es gab viele Männer – Händler in Plymouth oder die Gutsherren der umliegenden Ländereien –, die bei einem schnellen, zuverlässigen Kutter nur allzu gern zugreifen würden. Doch finanziell müsste sie dabei hohe Einbußen hinnehmen. Wenn sie mit viel

Woolwollen 1000 Pfund bekäme, müsste sie schon zufrieden sein. Und damit wäre den Leuten, die von ihr abhängig waren, nicht geholfen: Das Geld, das die Aktivitäten der Maria einbrachten, trug sehr zum örtlichen Einkommen bei.

Sie könnte das Schiff vermieten. So würde sie eine gewisse Kontrolle über die Dinge behalten und sicherstellen, dass die Leute aus der Gegend davon profitierten. Aber auch das mochte riskant sein. Sie kannte den Kapitän, Daniel Watson, schon ihr ganzes Leben und vertraute ihm. Was würde aus ihm werden, wenn sie die Maria vermietete? Und was würde aus Horace und Sylvia, denn es ließ sich nicht mehr leugnen, dass ihr Vater zu lange gezauert hatte: Er hatte immer Vorsorge für Horace und Sylvia treffen wollen – wenn er einmal etwas Geld übrig hätte. Dazu würde es nun nie mehr kommen.

Wenn ihr Vater nicht mehr war und dieser unbekannte Cousin alles erbt – was bliebe dann überhaupt für sie? Veryan Selwood war Geistlicher. Er würde Fanny und die Kinder vermutlich nicht wollen. Und auch wenn sie selbst geduldet würde – wie sollte sie ihre Zeit verbringen? Im Moment führte sie ein tätiges Leben. Sie leitete das Gut, organisierte den Haushalt und züchtete Kräuter in ihrem Kräutergarten, der ihr ganzer Stolz und ihre Freude war. Unter einem neuen Eigentümer würde man ihre Anwesenheit bestenfalls dulden.

Vor ihr lag eine Zukunft voller Beschränkungen.

Ein Apfelholzscheit krachte im Kamin, und eine Wolke grünlicher Funken wirbelte den Schornstein hinauf. Sir Walter erwachte mit einem Ruck.

«Thea?»

«Ich bin hier, Vater.»

«Schreib an diesen verdammten Pfarrer. Ich will ihn sehen.»

Reverend Veryan Selwood, der Gegenstand von Sir Walters Missbilligung, hatte gerade erst seinen zweiunddreißigsten Geburtstag gefeiert. Er war ein großer, sehr dünner Mann (er vergaß oft zu essen) mit gebeugter Haltung. Sein helles Haar fiel unordentlich über seinen Kragen, und seine blaugrauen Augen blickten hinter einer Brille mit Metallrand in die Welt.

An diesem Tag im Jahr des Herrn 1808 saß er in seinem mit Büchern gesäumten Arbeitszimmer im New College, Oxford. Draußen blies ein scharfer Märzwind, doch drinnen war es warm und behaglich. Das offene Feuer verströmte angenehme Wärme, und der Kohleneimer war voll. Veryan brauchte lediglich zu klingeln, dann würde der Collegediener ihm Tee oder Kaffee bringen. Er konnte mit den übrigen Dozenten im Speisesaal zu Abend essen, ein gutes Mahl, hervorragenden Portwein und angenehme, geistvolle Konversation genießen. Kurz, er führte ein zurückhaltendes, untadeliges und gemächliches Leben, und wenn dies manchen Leuten zu langweilig und beschränkt für einen gesunden, jungen Mann erschien, dann konnte Veryan nur erwidern, dass es ihm so behagte.

Veryan floh, wie ein Teil von ihm sehr wohl anerkannte, vor einer freudlosen Kindheit mit einer kränklichen Mutter und einem brutalen Vater. Sein Leben und seine geistige Gesundheit hatte er seiner Amme Matty zu verdanken, die ihm Liebe und Rückhalt gegeben hatte; sie hatte seine Freude am Lernen ermutigt, ihn getröstet, wenn er krank gewesen war, und alles getan, ihn vor dem Zorn seines Vaters zu schützen. Mr. Selwood hatte seinen einzigen Sohn für einen Weichling gehalten, ein Muttersöhnchen, dem man eine ordentliche Tracht Prügel verpassen und den man abhärten musste, damit er jemals zu etwas heranwachsen konnte, das sein Vater als Mann anerkennen würde.

«Ich werde nie so ein Mann wie mein Vater, Matty», hatte Veryan gesagt, als er ungefähr acht war. «Ich mag eigentlich nichts töten.»

«Sie werden ein feiner Mann werden, Master Veryan», antwortete Matty. «Sie haben ein gutes Herz und denken auch an andere Leute. Ich wüsste nicht, was einen sonst zum Gentleman machen sollte.» Sie kritisierte Mr. Selwood seinem Sohn gegenüber nie direkt, doch Veryan war ein intelligenter Knabe; sie hoffte, er würde sie verstehen.

Veryan hatte seine Arme um ihren Hals geworfen und drückte sie.

«Aber, aber, mein Lämmchen», sagte Matty. Sie küsste ihn rasch und fügte hinzu: «Also, was ist nun mit diesen Verben, die Sie gelernt haben? Soll ich Sie abfragen?»

Es war Matty gewesen, die ihm allwöchentlich geschrieben hatte, als man ihn mit dreizehn Jahren nach Winchester auf die Schule geschickt

hatte, doch sie und seine Mutter waren beide im Abstand von wenigen Monaten gestorben, als er fünfzehn gewesen war. In ihrem letzten Brief an ihn hatte Matty geschrieben: «Benutzen Sie Ihren Verstand, Master Veryan. Das ist Ihr Ausweg.» Die folgenden drei Jahre in Winchester, in denen er in den Ferien der Grausamkeit und Gewalttätigkeit seines Vaters ausgesetzt war, waren zweifellos die furchtbarsten Jahre in Veryans Leben gewesen. Er wusste nicht, wie er ohne seinen Paten, Mr. Marcham, der ihn häufig zu sich einlud, überlebt hätte.

Doch er hatte Mattys Rat beherzigt. Er hatte hart gearbeitet und eines der besonderen, Winchester-Absolventen vorbehaltenen Stipendien für das New College in Oxford erhalten. Wenn er in Ferien ging, verbrachte er diese bei den Marchams. Nur ein einziges Mal kehrte er in das Haus seiner Kindheit zurück, um der Beerdigung seines Vaters beizuwohnen. Es überraschte ihn nicht, als er dort erfuhr, dass sein Vater seit Jahren von seinem Vermögen gelebt hatte und ihm nur wenige hundert Pfund bleiben würden, wenn alle seine Schulden beglichen wären. Veryan ließ auf Mattys Grab einen Grabstein errichten, von dem er glaubte, dass er ihr gefallen hätte, und schenkte das übrige Geld der Kirche unter der Bedingung, dass das Grab gepflegt würde. Dann kehrte er nach Oxford zurück.

Zusätzlich zu seiner Stelle als Dozent, die ihm 200 Pfund im Jahr einbrachte, hatte Veryan das Vermögen seiner Mutter in Höhe von 6000 Pfund geerbt und konnte nun ein zurückgezogenes Gelehrtenleben führen, mit genügend Geld für seinen einzigen Luxus – Bücher.

Er verbrachte seine Tage mit der sorgfältigen Übertragung von Gedichten aus dem Stephanos, einer griechischen Anthologie, ins Englische. Ihn interessierten nicht so sehr die Verse als Lyrik, sondern der Versuch, so weit als möglich alle Nuancen des Altgriechischen genau einzufangen. Zurzeit arbeitete er an Meleagros, und er fand es nicht unvereinbar mit seiner Position als Dozent des College im geistlichen Stand, dass er einen Mann übersetzte, dessen Lyrik offenkundig erotisch war.

Ein anderer Dozent wäre ob seiner Wahl des Dichters womöglich zum Gegenstand derber Kommentare geworden, doch Veryan war von solchem Spott ausgenommen. Es war völlig offensichtlich, dass es sich in

seinem Fall um ein rein intellektuelles Betreiben handelte.

An diesem speziellen Nachmittag erhielt er Besuch von seinem Freund Toby Marcham. Toby war der Sohn von Veryans Paten und einer der wenigen Menschen außerhalb der abgeschlossenen Welt von Oxford, mit denen er Verbindung hielt.

Toby war mit fünfundzwanzig sieben Jahre jünger als Veryan und sehr gesellig, doch trotz dieser Unterschiede waren sie stets gut miteinander ausgekommen. Beide sahen einander als den Bruder, den sie nie gehabt hatten.

«Du kannst doch nicht immer hier drinbleiben, das ist doch stumpfsinnig», sagte Toby. «Komm uns besuchen. Der alte Herr fragt immerzu, wann wir dich bei uns sehen.»

«Ich habe zu tun. Demnächst erscheint meine neue Monographie», sagte Veryan ungeduldig. Er hatte eine überraschend tiefe, wohlklingende Stimme, die nicht zu seiner asketischen Erscheinung passen wollte.

Toby tat die Monographie mit einer Handbewegung ab. «Aber was ist mit dem Leben?», widersprach er und betrachtete, das muss leider gesagt werden, sein gut aussehendes Abbild mit einiger Selbstgefälligkeit im fleckigen Spiegel seines Freundes über dem Kaminsims. Sein sorgfältig zerzaustes braunes Haar und seine grauen Augen gefielen ihm, und er wandte sich wieder Veryan zu.

«Ich habe hier das Leben, das ich will.»

«Leben! Wie wäre es mit Ausgehen? Die Welt sehen? Frauen? Verdammt, Veryan, du lebst ja wie ein Mönch. Das ist nicht gesund.» Tobys eigene Liebesabenteuer waren zahlreich und endeten für gewöhnlich in einer Katastrophe, wie Veryan sehr wohl bekannt war.

Es klopfte an der Tür, und der Laufbursche des College trat ein. «Ein Brief für Sie, Mr. Selwood. Einen Schilling und fünf Pence hat er gekostet.»

Veryan nahm ihn zögernd und wühlte in seiner Hosentasche nach etwas Kleingeld. Er fand keines.

«Hier.» Toby warf dem Burschen ein paar Schilling zu. Der beugte zum Dank den Kopf und ging.

«Ich bekomme nicht oft Briefe.» Veryan fuhr sich besorgt mit der

Hand durchs Haar und drehte den Brief um. «Wer sollte mir wohl schreiben?» Unerwartetes hatte ihm schon immer missfallen. Er setzte sich und griff nach dem Brieföffner, um das Siegel aufzubrechen.

Das Schreiben war mit sicherer Hand verfasst, und die spitzen Buchstaben in schwarzer Tinte wirkten unheilvoll drängend.

Sehr geehrter Mr. Selwood,  
mein Vater, Sir Walter Selwood, hat mich gebeten, Ihnen zu schreiben. Er möchte, dass Sie unverzüglich nach Selwood Priory kommen, das, wie Sie ja wissen, nach seinem Tode, der nun nicht mehr fern sein kann, Ihnen gehören wird.

Sie sollen mit der Postkutsche der Royal Cornish Mail nach Torpoint fahren. Sie fährt in London bei der Schänke Swan with Two Necks in der Lad Lane ab. Die Postkutsche von Oxford nach Southampton hält in Whitchurch, und Sie müssten dort die Kutsche der Royal Cornish Mail besteigen können. Mr. Hooper, der Wirt des King's Arms in Torpoint, wird Anweisung erhalten, Sie für den Rest Ihrer Reise mit einem Pferd und einem Führer auszustatten.

Bitte verzeihen Sie meinen gebieterischen Schreibstil. Die Anweisungen sind die meines Vaters, nicht die meinigen. Sprechen Sie mich von jeder Unhöflichkeit frei.

Ihre etc.

D. Selwood

Veryan rückte seine Brille zurecht und zog eine Kerze näher heran. Er las den Brief nochmals gründlich und reichte ihn dann Toby. Toby überflog ihn.

«Meinen Glückwunsch, Veryan. Ein Gutsbesitz! Ein guter, hoffe ich doch?»

«Ich habe keine Ahnung.»

Toby sah auf. «Das meinst du doch nicht ernst? Diese D. Selwood scheint zu glauben, du wüsstest es. Wer ist sie? Ich nehme an, es ist eine Frau, denn sonst würde der Besitz ihr gehören.»

«Ich weiß es nicht!» Veryan vergrub den Kopf in den Händen.

«Ehrlich, Toby, ich weiß es nicht.» Er klang verzweifelt. «Ich habe Sir

Walter einmal getroffen, das ist jetzt etwa zehn Jahre her. Ein grässlicher Mensch – einer von diesen lärmenden Trunkenbolden und Glücksspielern.»

Er hatte Veryan auf höchst unangenehme Weise an seinen Vater erinnert. Veryan hatte sich mit Sir Walter in einer Schänke getroffen, und im Verlauf des Abends war sein Gastgeber immer betrunkenener geworden und war schließlich, zu Veryans unendlicher Pein, der Bedienung mit der Hand unter den Rock gefahren und hatte sie dann auf seinen Schoß gezogen. Veryan konnte nicht ohne Erschauern an das heisere Quietschen des Mädchens und Sir Walters rotgesichtiges Lachen denken. Er war kurz darauf gegangen, verfolgt von Sir Walters Hohn.

«Weichling! Verdammter Pfaffe! Scheinheilige Betschwester! Ich wette, du kriegst ihn bei einer Frau nicht mal hoch, wenn sie dir auf dem Präsentierteller serviert wird!»

Veryan hatte zu niemandem über diesen Vorfall gesprochen und sein Bestes versucht, Sir Walter aus seinem Gedächtnis auszuradiieren.

«Aber du musst doch gewusst haben, das du erben würdest?»

«Ja. Nein. Sir Walter muss wohl etwas gesagt haben, aber ich habe es nicht beachtet. Ich wollte nichts mit ihm zu tun haben. Er war ein lüsterner alter Bock, und ich dachte, er würde schon für einen Erben sorgen. Er mochte mich genauso wenig wie ich ihn.»

«Aber das Gut, Veryan. Wo liegt es? Wie viel ist es wert? Du musst doch etwas darüber wissen!»

«Nein. Cornwall, nehme ich an. Ich weiß es wirklich nicht.»

Toby sah ihn mit liebevoller Verzweiflung an. Veryans Geringschätzung seines eigenen materiellen Vorteils war gewiss bewundernswert, doch Tobys Ansicht nach nicht gerade vernünftig. «Selbstverständlich fährst du hin.»

Veryan sah missbilligend auf den Brief hinunter. «Ich wüsste nicht, wieso.»

«Veryan! Das ist der Wunsch eines Sterbenden.»

«Sir Walter kann sehr gut ohne mich sterben.» Veryan bekam diesen sturen Ausdruck um den Mund, den Toby nur zu gut kannte. Wenn man ihn drängte, konnte er so störrisch wie ein Esel sein.

Toby schwieg einen Augenblick lang. Er dachte an Veryans Vater, der immer getobt und sein einziges Kind tyrannisiert hatte; Veryans alleinige Verteidigung war stille Rebellion gewesen. Man hatte ihn geschüttelt, geschlagen und getreten, doch er hatte nichts gesagt; eine hartnäckige Unbeugsamkeit, die seinen Vater zu noch mehr Schlägen getrieben hatte. Veryan hatte nicht nachgegeben. Kein Wunder, dass der arme Kerl sich für diese Zurückgezogenheit entschieden hatte, dachte Toby.

«Vielleicht hast du Recht», sagte er leichthin. «Sir Walter ist ein Wüterich. Wenn Miss Selwood Unannehmlichkeiten bekommt – Pech! Warum solltest du ihr ihren Willen tun?»

Veryans Mund entspannte sich. Plötzlich lächelte er – ein unerwartet spitzbübisches Lächeln, das seine Augenwinkel kräuselte und ihn viel jünger aussehen ließ.

«Denkst du, ich falle auf diesen plötzlichen Sinneswandel herein? Du findest also, ich sollte hinfahren?»

Toby lachte und breitete die Hände aus. «Touché. Aber ich werde kein Wort mehr darüber verlieren.»

«Verdammter Heuchler!»

Dorothea ging leise in ihrer Kräuterstube umher und kontrollierte die Petersiliensämlinge, die sie vor ein paar Wochen in flache Schalen gepflanzt hatte. Sie standen nun auf einem provisorischen Tisch vor dem Südfenster. Selbst in Cornwall, wo das Klima mild war, konnte man sie noch lange nicht nach draußen stellen.

Die Stube befand sich unter dem Dach des alten Pfortnerhauses des ehemaligen Klosters, eines der wenigen Gebäude, die noch aus der Zeit stammten, bevor die Klöster aufgelöst worden waren, als der Besitz einem Tudor-Selwood in die Hände gefallen war. Er hatte König Heinrich etwas Geld <geliehen>, wissend, dass er es nie wieder sehen würde, doch zu gegebener Zeit war er mit diesem kleinen Besitz und der Hand einer Erbin belohnt worden, der man, soweit Dorothea wusste, in dieser Frage keine andere Wahl gelassen hatte.

Lady Amicia hatte das alte Pfortnerhaus übernommen und hier oben Kräuter getrocknet, genau wie nun Dorothea. Dorothea konnte

verstehen, wieso Lady Amicia den Raum gemocht hatte. Es war ein Steingebäude aus dem 13. Jahrhundert, das sich über der Auffahrt wölbte. Die Fenster besaßen einen Mittelpfosten und ließen eine Flut von Licht herein. Der Raum war geweißt, und die Dachbalken hatte man einst mit einem grünroten Muster aus Blumen und Blättern bemalt, das gerade eben noch zu erkennen war. Es steckten Haken darin, um die Kräuter daran zum Trocknen aufzuhängen. Der Raum roch schwach, doch angenehm nach Arzneien.

An der schmalen Seite des Raums waren Eichenregale angebracht, auf denen Dorotheas Steingutgefäße für Samen und getrocknete Kräuter standen. Andere Tiegel und Flaschen waren für Salben und Tränke bestimmt, denn die Kräuterstube war streng zweckmäßig ausgerichtet, und es bestand große Nachfrage nach Dorotheas Arzneien. An der zum Haus hin gelegenen Nordseite befanden sich ein Marmorbord, eine Waage mit einer Messingschale, gusseiserne Gewichte, Mörser und Stößel in verschiedenen Größen, Hackbretter und ein steinernes Spülbecken mit einem Eimer darunter.

Dorothea arbeitete mechanisch, sie war mit einem Teil ihrer Gedanken bei den Kräutern und mit einem anderen Teil bei diesem unbekanntem Cousin. Er war ein sehr entfernter Verwandter, das wusste sie. Die Selwoods waren keine fruchtbare Familie, zumindest nicht, was legitime Erben betraf. Sir Walter war das einzige überlebende Kind, und sein Vater hatte nur den einen Bruder gehabt. Das hatte keinen von ihnen von Übergriffen auf die weibliche Bevölkerung der Gegend abgehalten. Dorotheas Großvater hatte sogar eine Art *droit de seigneur* auf dem Gut ausgeübt, und in vielen Familien in der Gegend zeigten sich die schwarzen Augen und Adlernasen der Selwoods.

Mit flinken Händen pflanzte sie die Petersiliensämlinge aus. Reverend Veryan Selwood – wie würde er sein? Dorothea stellte sich einen alten Mann in Kniebundhosen und Gamaschen und mit dem breitrempigen Filzhut eines Geistlichen vor. Doch was würde er wegen Fanny und der Kinder unternehmen? Würde er angesichts von Horace' Unehelichkeit die Notwendigkeit begreifen, diesem eine ordentliche Ausbildung zu verschaffen? Und Sylvia? Würde er von ihr erwarten, dass sie sich zu gegebener Zeit als Gouvernante verdingte wie ihre Mutter, sich für

armselige 30 Pfund im Jahr plagte und zur Zielscheibe der gleichen ehrlosen Absichten seitens des Hausherrn wurde?

Vater hätte seinen Verpflichtungen nachkommen sollen, dachte Dorothea in einem plötzlichen Anflug von Ärger. Er hätte vernünftige Vorsorge treffen müssen. Nur Dorotheas Hartnäckigkeit war es zu verdanken, dass Horace überhaupt eine Schulbildung erhielt, die diesen Namen verdiente. Er besuchte ein Internat in Exeter. Sylvia wurde zu Hause von ihrer Mutter erzogen.

Dorotheas Einstellung zu ihrem Vater war eine gewisse resignierte Nachsicht. Er war egoistisch und selbtherrlich, jedoch nicht böartig. Solange es nicht seinem eigenen Wohlergehen zuwiderlief, ließ er Dorothea ihren Willen. Die Dinge waren zweifellos einfacher geworden, seit sie kurz nach ihrem siebzehnten Geburtstag die Leitung des Guts übernommen hatte. Zumindest wussten die Bediensteten, dass man sie bezahlen würde. Doch Sir Walters Ausgaben überstiegen seine Einkünfte bei weitem, und die Lücke wurde durch Schmuggel geschlossen – oder Freihandel, wie Sir Walter es lieber nannte.

Was um alles in der Welt würde Mr. Veryan Selwood dazu zu sagen haben?

Mit gerunzelter Stirn blickte sie aus dem Fenster. Die Aussicht war großartig, denn nicht einmal hundert Meter entfernt funkelte das Meer in der Sonne. Zu ihrer Rechten konnte sie gerade noch das Dorf Porthgavern erkennen, dessen Dächer aus Delabole-Schiefer sich kunterbunt bis zum Hafen erstreckten. Rasch suchte sie den Horizont ab. Ihr Kutter, die Maria, wurde erwartet, doch sie würde sich erst bei Einbruch der Dunkelheit hereinwagen. Dann würde sie in der Nähe der kleinen Bucht beinahe gegenüber dem Pförtnerhaus ankern, und man würde die Fässer mit Brandy und Genever, die in Öltuch gehüllte Spitze und die Tabakballen entladen. Die Waren würden einen ansehnlichen Gewinn abwerfen, und der war auch nötig, denn Sir Walter liebte das Spiel und schuldete Bram Gunthorpe zurzeit 300 Pfund. Dieses Geld, dachte Dorothea wütend, hätte Fannys Lage etwas besser absichern können.

Sie nahm eine Bewegung wahr. Ein Junge von etwa zehn Jahren kam den Hügel hinauf. Dorothea verließ ihre Petersilie und stieg die steinerne

Wendeltreppe hinab.

«Was gibt es, Diggory?»

Diggory nahm seine Mütze ab. «Vater sagt, ich soll Ihn' sagn, die Maria läuft heut Abend ein, Miss Thea.»

Dorothea nickte. «Bestell ihm: die üblichen Vorbereitungen. Und ich möchte, dass jemand nach Polperro geht. Wir wollen keine Schwierigkeiten von dort.» In Polperro gab es einen Zollstützpunkt mit einem kleinen Kutter, der die Maria und ihre Ladung nur allzu gern aufbringen würde. Sie sah Diggory an und lächelte. «Bist du hungrig?»

Diggory nickte.

Dorothea ging ihm voran die Treppen zur Kräuterstube hinauf. «Nichts anfassen! Hier.» Sie griff in eins der Gefäße und reichte ihm zwei Gerstenzuckerstangen.

«Danke, Miss Thea.» Er verbeugte sich vor ihr und ging. Dorothea sah ihm nach. Diggorys Vater Abel Watson war einer von Sir Walters Bastarden. Diggory hatte die dunklen Selwood-Augen, und seine schwarzen Haare standen in Büscheln ab, ähnlich wie bei Horace im gleichen Alter. Sie seufzte. Gern hätte sie eine Schule in Porthgavern eröffnet, um Kindern wie Diggory eine bessere Ausgangssituation im Leben zu verschaffen, doch ihr Vater war dagegen.

Sie verschloss die Kräuterstube und ging nach unten.

Die Stallanlagen von Selwood Priory befanden sich in einem Seitenteil des ehemaligen Kreuzgangs. Die Tudor-Bauherren hatten keinen Grund gesehen, warum man so gute Steine nicht verwenden sollte: Jede Box besaß Türstürze aus merkwürdig geformten Säulen, und in der Wand über der Sattelkammer war ein zerbrochenes Stück eines Tympanons eingebettet. Die Ställe waren, verglichen mit dem baufälligen Zustand von Selwood Priory insgesamt, erstaunlich gut ausgestattet. In den verschiedenen Boxen standen fünf Pferde und Sylvias Pony sowie mehrere Gehege mit Sir Walters kostbaren Kampfhähnen – sowohl den Siberhalsigen als auch den silberhalsigen mit Orangerücken und seinen goldhalsigen Kampfhähnen –, denn er war ein leidenschaftlicher Anhänger des Hahnenkampfes und züchtete Champions.

Horace war in der letzten Box bei seiner neuen dreijährigen Stute

Beauty. Er war aus seiner Schule in Exeter heimgekehrt, teils wegen der Osterferien, doch auch, weil sein Vater krank war. Horace hoffte, er müsste nicht dorthin zurück – ein schrecklicher Ort, und das Essen war widerlich. Die Jungen dort hatten natürlich herausbekommen, dass er unehelich war, und verspotteten ihn gnadenlos.

Horace war zu einem linkischen Heranwachsenden geworden, der aussah, als hätte man ihn gestreckt. Er war bereits schlaksige ein Meter achtzig groß und hatte die dunklen Selwood-Haare und die haselnussbraunen Augen seiner Mutter. Er war nun siebzehn und wollte hinaus in die Welt. Was nutzten ihm schon die verstaubten lateinischen Verse oder die Kenntnis der Namen römischer Kaiser?

Horace war nicht durch übermäßige Innenschau belastet, doch selbst ihm war klar, dass die Dinge sich ändern würden. Dieser unbekannte Cousin würde alles erben. Noch dazu war er Geistlicher!

«Horace?» Das war Dorotheas Stimme. Horace streckte seinen Kopf aus der Box. Dorothea öffnete die Türhälfte, ging hinein und schloss sie hinter sich. Die Stute wieherte leise und stieß gegen ihre Tasche, in der erfahrungsgemäß ein Apfel stecken mochte. Dorothea lächelte, gab ihr den Apfel – Fallobst vom vergangenen Jahr – und streichelte die seidige Flanke.

«Vater?» Horace legte den Striegel hin.

Dorothea schüttelte den Kopf. «Die Maria. Abel hat uns Bescheid gegeben. Sie soll heute Abend einlaufen.»

Horace' Augen leuchteten auf. «Gut. Hier war in letzter Zeit verdammt wenig los.» Horace wusste, dass sein Vater im Sterben lag, und es tat ihm auch Leid, aber es dauerte alles so furchtbar lange. Warten war noch nie Horace' stärkste Seite gewesen. «Ich könnte ein bisschen Aufregung vertragen.»

«Aufregung ist das Letzte, was wir gebrauchen können», dämpfte Dorothea seine Erregung. «Vater darf es auf keinen Fall mitbekommen, und es darf nichts schief gehen.»

«Reg dich nicht auf, Thea.»

«Schmuggeln ist ein Kapitalverbrechen, Horace. Und ich muss dich wohl daran erinnern, dass Bram Gunthorpe Friedensrichter ist.»

«Bram würde nie einen von uns verpfeifen!»

«Ach, nein?» Dorotheas Tonfall war sarkastisch.

Horace lachte unsicher. «Bram steckt doch selbst bis zum Hals im Schmuggelgeschäft, Thea.»

«Glaubst du etwa, er hätte etwas dagegen, seinen Anteil zu vergrößern, sobald Vater tot ist? Gefühle von Ritterlichkeit gegenüber Witwe und Waisen vielleicht?»

Horace wand sich verlegen. «Er ist ein übler Geselle, da hast du Recht. Aber es würde Aufruhr geben, wenn sie einen von uns schnappen.»

«Ich denke dabei nicht an dich, Horace; ich mache mir Sorgen um Leute wie Abel. Du kämst wahrscheinlich mit einer Verwarnung davon; Abel würde gehenkt oder zum Dienst gepresst. Was könnten wir noch tun, wenn einer der Unsrigen erst einmal vor das Bezirksgericht in Bodmin gestellt wird? Bram würde seine Hände in Unschuld waschen. Es gefällt mir nicht, dass du darin verwickelt bist, hat es nie. Du hast Mut, aber du denkst nicht nach, bevor du handelst.»

«Du hast eine verflucht scharfe Zunge, Thea», meinte Horace grollend.

«Die ich auch brauche!», fuhr Dorothea ihn an.

Horace begriff, dass sie ernsthaft verärgert war, und machte sich daran, sie zu besänftigen. Er werde vernünftig sein, versprach er. Keine Streiche gegenüber den Männern vom Zoll, keine Donquichotterien.

Dorothea blickte skeptisch drein, sagte jedoch nichts.

«Was soll ich tun, Thea?» Horace gab dem Pferd einen letzten Klaps und öffnete seiner Schwester die Stalltür.

«Das Übliche. Meldung an die Kunden über eine Schiffsladung. Bestellungen aufnehmen. Geh lieber bei Mrs. Pascoe vorbei, sie hat erwähnt, dass sie etwas Spitze möchte. Ach, und sag es Josh, wenn du ihn siehst. Ich vermute, er weiß es bereits, aber wir überlassen lieber nichts dem Zufall.» Josh war Sir Walters Pferdeknecht und allgemeines Faktotum. Er war bereits bei Sir Walter, seit sie beide Knaben gewesen waren, und was Josh nicht über Sir Walters Angelegenheiten wusste, lohnte sich nicht zu wissen.

Horace verzog das Gesicht. «Langweilig.»

Dorothea zuckte die Achseln. «Vater spielt. Er schuldet Bram

dreihundert Pfund, und die müssen bezahlt werden. Der Himmel weiß, was unser geistlicher Cousin täte, wenn er davon erfahren würde.»

«Oh, Gott, natürlich», grinste Horace. «Daran habe ich überhaupt nicht gedacht. Wann kommt er?»

«So Gott will nicht, ehe die Ladung sicher beiseite geschafft ist», antwortete Dorothea mit Nachdruck. «Reite den Cob, das ist unauffälliger. Auf Beauty könnten sich die Leute an dich erinnern.»

Sie sah ihm nach, als er zur Sattelkammer ging, und wandte sich zurück zum Haus. Sie trat durch die Hintertür in einen Gang, der an einer Seite in Spülküche und Küche und auf der anderen Seite in die Molkerei mündete. Die Geräusche aus der Spülküche zeigten ihr an, dass dort Mrs. Kellow, die Köchin und Haushälterin, eines der Hausmädchen piesackte.

Mrs. Kellow war bereits ihr ganzes Leben lang bei der Familie. Nun war sie eine fröhliche, rosige Frau weit in den Sechzigern, mit buschigem weißem Haar und strahlend blauen Augen. Als sie Dorothea sah, wischte sie sich die Hände an der Schürze ab und entließ die Magd mit einem Nicken.

«Dann ist die Maria wohl zurück, Miss Thea?»

Sie besprachen die Sache mit aus langer Gewohnheit entstandener Unbefangenheit. Miss Potter würde man einen Teelöffel voll Opiumtinktur in ihren Kakaoschlaftrunk tun. Sylvia würde man früh zu Bett schicken.

Sollte irgendetwas schief gehen, konnte man sich auf Mrs. Kellows gesunden Menschenverstand verlassen. Der geheime Keller war sauber. Frisches Wasser und etwas Brot in Steingutgefäßen sowie eine Öllampe mit einer Zunderbüchse würden bereitstehen. Die Strohmattentzen mussten draußen aufgeschüttelt werden. Dorothea würde dafür sorgen, dass Verbände und genügend Laudanum vorhanden wären, um jeden ruhig zu stellen. Als Dorothea ein kleines Mädchen gewesen war, hatten sich dort einmal zwei Männer vier Tage lang versteckt gehalten, während die Zolltruppen die Gegend durchstreift hatten. Damals hatten weder Essen noch Wasser bereitgestanden, und beide Männer waren verwundet gewesen. Einer von ihnen war gestorben. Das hatte sie nie vergessen.